

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 46

Artikel: Me'n Selbstmord
Autor: Francés, José
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645926>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Revolution Begeisterten recht schwer geworden sein, sich in die Geisteswelt der bernischen Patrizierfamilie einzugewöhnen. Wir wissen aber, daß die feinsinnige Mutter seines Zöglings, der alten Familie von Wattenwil von Oberdiebach entstammend, einen großen Einfluß auf ihn ausübte und ihm Respekt vor der aristokratischen Kultur beibrachte.

Die schweizerischen Staatsverhältnisse gefielen ihm nicht und er hielt mit der Kritik auch nicht zurück. An seinen Freund Schelling, den späteren Philosophen, schrieb er: „Alle zehn Jahre wird hier der Oberste Rat ergänzt. Wie menschlich es dabei zugeht, wie alle Intrigen an Fürstenhöfen durch Vettern und Basen nichts sind gegen die Kombinationen, die hier gemacht werden, kann ich Dir nicht beschreiben. Der Vater ernennt seinen Sohn oder Tochtermann, der das größte Heiratsgut zubringt und so fort.“

Im Sommer lebte die Familie von Steiger im Schlosse Tschugg am Bielersee, wo es Hegel so gefiel, daß der sonst so verstandesmäßig nüchterne Mensch in dichterische Begeisterung geriet und seinem Freunde Hölderlin nachstehendes Gedicht schickte, das einzige, das wir von ihm besitzen:

„Um mich, in mir wohnt Ruhe. Der geschäft'gen Menschen
Nie müde Sorge schläft. Sie geben Freiheit
Und Muße mir. Dank dir, du meine
Befreierin, o Nacht. Mit weißem Nebelflor
Umzieht der Mond die ungewissen Grenzen
Der fernen Hügel. Freundlich blüht der helle Streif
Des Sees herüber.
Mein Aug' erhebt sich zu des ew'gen Himmels Wölbung,
Zu dir, o glänzendes Gestirn der Nacht.
Und aller Wünsche, aller Hoffnungen Vergessen
Strömt aus deiner Ewigkeit heraus.
Der Sinn verliert sich in dem Anschauen,
Was mein ich nannte, schwindet.
Ich gebe mich mit dem Unermeßlichen dahin
Und bin in ihm, bin alles, bin nur es.“

Das Hauslehreramt gab ihm viel freie Zeit, die er für sich nützte. Er grubelte über die Frage, wie sich die positive Religion aus der Vernunftreligion entwickelt hat. Die Resultate faßte er im „Leben Jesu“ zusammen, in welchem Christus als die verkörperte Schönheit und Menschlichkeit gefeiert wird. Dann wieder behandelte er politische Fragen, studierte die individuelle Freiheit des Einzelnen innerhalb des Staates. Er fand, daß allmählich an die Stelle der vergangenen Schönheit des antiken Staates das trat, was der Vergänglichkeit enthoben ist, nämlich die Idee des Staates.

Im Frühling 1795 führte Hegel eine Reise nach Genf aus, wenige Wochen später, Ende Juli, eine mehrwöchentliche Alpenreise, über welche etwas eingehender berichtet werden darf. Der Philosoph hat seine Eindrücke in einem Tagebuch festgehalten. Sie stimmen nun mit der Naturbegeisterung jener Zeit, die durch Haller, Rousseau und andere genährt wurde, durchaus nicht überein. Hegel war eben nur Verstandesmensch. Gefühlsmomente spielten bei ihm absolut keine Rolle. Trotzdem berührt es sehr eigenartig, daß dieser gebildete Mensch an den wunderschönen Naturherrlichkeiten kalt vorübergehen konnte. Mit drei deutschen Gefährten reiste Hegel von Bern nach Thun, per Schiff nach Interlaken, von hier nach Lauterbrunnen, über die Kleine Scheidegg nach Grindelwald, über die Große Scheidegg nach Meiringen, wo die Aareschlucht bestaunt wurde. Durch das Oberhasli aufwärts gelangte die Gesellschaft nach Innertkirchen, Guttannen, auf die Grimsel, an den Rhonegletscher, über die Furka nach Realp, Hospental und Andermatt, durch die Schöllenen nach Göschenen, den Kanton Uri hinunter nach Flüelen, über den Vierwaldstättersee nach Luzern und durch das Entlebuch zurück nach Bern. Nun war Hegel etwas schwächlich. Die Reise wird ihn also ordentlich hergenommen haben. Einige Bemerkungen dürfen sicher auf das Konto der Strapazen gebucht

werden. Die hohen Berge wirkten beängstigend auf ihn, die Flüsse verursachten ihm mit ihrem Rauschen Kopfschmerzen. Dagegen sprachen ihn die Wasserfälle an: „Das anmutige, zwanglose, freie Spiel des Wasserlaubes hat etwas Liebliches. Indem man nicht eine Macht, eine große Kraft erblickt, bleibt der Gedanke an den Zwang, an das Muß der Natur entfernt, und das Lebendige, immer sich Auflösende, Auseinanderspringende, ewig sich Forttragende und Tätige tritt hervor.“ Die Gletscher enttäuschen ihn: „Der Anblick der Gletscher bietet weiter nichts Interessantes. Man kann sie nur eine Art von Schnee nennen, die aber dem Geiste schlechterdings keine weitere Beschäftigung bietet.“ Die einfachen Bergler rühmt er: „Sie leben in dem Gefühl ihrer Abhängigkeit von der Macht der Natur, und dies gibt ihnen eine ruhige Ergebenheit in die zerstörenden Ausbrüche derselben. Ist ihre Hütte weggeschwemmt oder zertrümmert, so bauen sie am gleichen Ort oder in der Nähe eine andere. Sind auf einem Wege oft Menschen von hinabstürzenden Felsen erschlagen worden, so gehen sie doch ruhig denselben Weg. Anders die Stadtbewohner, die ihre Zwecke gewöhnlich nur durch eigene Ungeschicklichkeit oder den bösen Willen anderer zerstört finden, darüber unstillig und ungeduldig werden, und, wenn sie einmal der Natur unterliegen, Trost in dem Geschwäh finden, daß auch das Unglück ihnen vielleicht vorteilhaft sei, denn in allem wollen sie ihren Nutzen sehen.“

1797 kehrte Hegel nach sechsjährigem Aufenthalt in Bern nach Deutschland zurück, war vorübergehend Hofmeister in Frankfurt a. M. und begann kurze Zeit später sein philosophisches Gebäude der Metaphysik aufzurichten. 1801 ließ er sich als Privatdozent in Jena nieder, arbeitete an der „Phänomenologie des Geistes“, mußte 1807 vor den Franzosen nach Bamberg flüchten, wo er eine politische Zeitung redigierte und dann Rektor des Gymnasiums Nürnberg wurde. Hier schrieb er seine „Wissenschaft der Logik“, von der ein Kritiker sagt, sie habe Dank ihrer Unverständlichkeit Deutschland erobert. Ein Jahr wirkte Hegel als Philosophieprofessor in Heidelberg, dann als der Nachfolger Fichtes in Berlin. Hier wurde er der konservative Mensch und galt als der „amtliche Philosoph“. Immerhin Goethe hat ihn sehr geschätzt: „Möge alles, was ich noch zu leisten fähig bin, sich immer an das anschließen, was Sie gegründet haben und aufbauen. Erhalten Sie mir eine so schöne Neigung und bleiben Sie überzeugt, daß ich mich derselben als einer der schönsten Blüten meines immer mehr sich entwickelnden Seelenfrühlings zu erfreuen durchaus Ursache finde!“

Hegel starb am 14. November 1831 als Opfer der damals in Berlin grassierenden Cholera. F.V.

Me'n Selbstmord.

Erzählung aus dem spanischen Journalisten-Leben
von José Francés.

Mendivar hörte die Schritte des Dieners und hob den Kopf hoch.

„Was gibt's?“

Der Diener reichte ihm eine Karte, die er in der Hand trug.

„Dieser Herr. Derselbe, der an den vorigen Abenden hier war. Aber heute, sagt er, ist es ganz dringend. Er sieht so blaß aus ... Er sagt, es sei das letzte Mal, daß er den Herrn Direktor belästigt.“

Mendivar las die Karte und stieß einen Fluch aus.

„Julio Heredia ...!“

Dann schleuderte er sie verächtlich unter die vielen Papiere, die den Tisch bedeckten.

Der Diener wartete.

„Was soll ich ihm sagen? Ich erlaube mir, den Herrn Direktor darauf aufmerksam zu machen, daß es sich um

einen verzweifelden Fall handeln muß. Er sieht so seltsam aus!"

Mendivar hatte zu schreiben begonnen. Ein Schweigen trat ein. Das mühsame Keuchen der Maschinen drang bis zu ihnen herauf. Es waren die letzten Stunden des frühen Morgens, und man war gerade dabei, die ersten tausend Exemplare des „Herolds“ abzugeben.

„Gut, lassen Sie ihn hereinkommen.“

Er sagte es, ohne den Kopf zu erheben, knabberte dabei an der Zigarre, die er zwischen den Zähnen hielt, und runzelte die Stirn mit einer Gebärde wütender Ungebuld.

Heredia trat ein. Es war ein großer, blasser Mensch von ungefähr 30 Jahren. Die Verzweiflung dessen, der mit allen Sinnen gequält ist, hatte seinen Mund tragisch verzerrt.

Mendivar erhob nicht einmal den Kopf.

„Einen Augenblick, mein Lieber. Setzen Sie sich. Es ist etwas Dringendes und ...“

Er schrieb weiter und tat dabei so vertieft, daß man die Verstellung merken mußte.

Vom Maschinenraum her vernahm man das dröhnende, fieberhafte Säusen der rotierenden Pressen. Durch die dünnen Wände drangen Stimmen aus der Redaktion. Die laue, undurchsichtige Wärme legte einen bläulichen Ring um das scharfe Licht der Lampe. An den Wänden entlang liefen die grauen Rohre der Heizung mit ihren aufblühenden Tropfen.

Heredia dachte daran, wie kalt es auf den schweigenden Straßen war, die unter dem Schnee des weißen Februarvormorgens begraben lagen.

„Also! Reden Sie ...!“

Und der Leiter des „Herolds“ legte die Feder hin und suchte eine bequemere Haltung im Sessel. Hinter den Brillengläsern blinzelte seine Augen spöttisch.

Heredia fuhr mit der Hand in die innere Manteltasche.

„Wieder ein Artikel...? Ich habe Ihnen doch gesagt, daß es unmöglich ist. Nicht einmal die unserer festen Mitarbeiter können wir unterbringen. Sie haben keine Ahnung davon, wie überlastet wir sind. Gräßlich! Ich möchte Sie an meiner Stelle sehen!“

Heredia hatte ein paar Quartblätter hervorgeholt und entfaltete sie ruhig lächelnd. In dem totenbleichen Gesicht hatten sich die Lippen hinter die Zähne zurückgeschoben und entblößten diese in einer atavistischen, raubtierartigen Gebärde.

„Verzeihen Sie, Herr Mendivar, heute bringe ich Ihnen nicht noch einen Artikel, sondern es ist der letzte, verstehen Sie, der letzte, den ich geschrieben habe. Morgen um diese Zeit wird er einen unschätzbaren Wert haben und ungeahnte Gefühle auslösen. Sehen Sie.“

Er zeigte ihm den Titel. Große, energische Buchstaben, von einer so festen Hand hingeworfen, daß das Papier durchlöchert war. Mendivar las:

„Mein Selbstmord.“

„Schön, das soll wohl ein Scherz, eine romantische Pose sein. Sie werden sich doch nicht umbringen?“

Heredia lächelte weiter. Seine Augen hatten die Starrheit der Verzückung.

„Wenn Sie es auch nicht glauben: morgen um diese Zeit bin ich nicht mehr. Deswegen biete ich Ihnen meinen letzten Artikel an. Noch mehr: Ich, derselbe, der Sie so oft geschimpft hat (und manchmal waren es sogar zehn Taler auf einmal), will heute edelmütig sein und Ihnen ein Geschenk machen. Ich will nichts dafür; ich brauche ganz und gar nichts.“

In seinen klaren, entschieden ausgesprochenen Worten lag solche Entschlossenheit, daß es Mendivar vor Angst heiß und kalt überlief.

„Aber das ist eine Berrücktheit. Sie dürfen nicht so verzweifelt sein. In einem Jahr werden Sie zu denen ge-

hört haben, die sich durchgesetzt haben. Es ist nur eine Frage der Zeit. Wir alle haben gekämpft.“

Heredia erhob sich.

„Es ist unnütz, Herr Mendivar. Mein Entschluß steht fest. Das Leben ist so dumm, daß es sich nicht lohnt, so viel zu leiden, um es zu erhalten. Was den Ruhm angeht, so werden Sie wissen, daß jemand ihn die Sonne der Toten nannte. Ich bin hungrig, bin haßerfüllt, bin neidisch. Sie sehen schon: ich spreche mit Ihnen wie zu einem Beichtvater. Sie hören meine letzten Worte, und ich schäme mich nicht, Ihnen zu zeigen, wie schwarz meine Seele ist. Gar oft ist meine Willenskraft haltlos hin und her geschwankt, aber heute ist sie gänzlich gebrochen, und es gibt keine Abhilfe mehr.“

Auch Mendivar hatte sich erhoben. Daran gewöhnt, ständig Klagen mitanzuhören, begriff er, daß vielleicht zum erstenmal in seiner langen Schriftstellerlaufbahn ein anderer Schriftsteller aufrichtig zu ihm sprach.

„Aber nicht doch. Seien Sie nicht so kleinmütig. Ich kenne diesen Zustand der Niedergeschlagenheit. Auch ich habe ihn oftmals verspürt. Sie auch. Dann geht es vorüber. Das Leben lächelt wieder und ... Teufel nochmal, wieviel Taler brauchen Sie denn?“

Heredia bewegte lächelnd, immer weiter lächelnd, den Kopf.

„Besten Dank, Herr Mendivar, besten Dank. Ich brauche nichts, ich brauche ganz und gar nichts. Den Revolver habe ich erst gestern ausgelöst, und das war die letzte Auslage, die ich gehabt habe. Und sehen Sie, ich habe nicht einmal gegessen. Sowie der Magen sich etwas erwärmt, macht er einen zum Tier und zum Optimisten. Ich habe vorgezogen, ihn kalt und hungrig zu lassen, damit er das Gehirn nicht verflaut. Aber ich raube Ihnen Ihre kostbare Zeit. Hier haben Sie den Artikel. Morgen werden alle Zeitungen mein Bild bringen und einige Zeilen über den „armen Heredia, Verfasser der und der Romane und einer Reihe kritischer Artikel“. Einzig und allein der „Herold“ wird den Grund meines Todes erklären können. Es wird ein journalistisches Ereignis sein, glauben Sie mir. Morgen bringen Sie eine kurze Mitteilung darüber, und übermorgen veröffentlichten Sie den Artikel. Und jetzt, Herr Direktor, geben Sie mir die Hand, zum letztenmal. Sie sind mir trotz allem ein guter Freund gewesen. Sie haben mir in schwierigen Tagen geholfen und, wie Sie sehen, habe ich Sie nicht vergessen.“

Mendivar war ernstlich bewegt.

„Nein, ich lasse Sie nicht so fort gehen. Sie müssen vernünftig sein. Wir werden Ihre Stellung regeln. Ich werde mit dem Aufsichtsrat reden. Wer weiß? Für den Augenblick werde ich Ihnen etwas geben, fünfzig, hundert Beseten...“

Immer noch lächelnd schüttelte Heredia den Kopf.

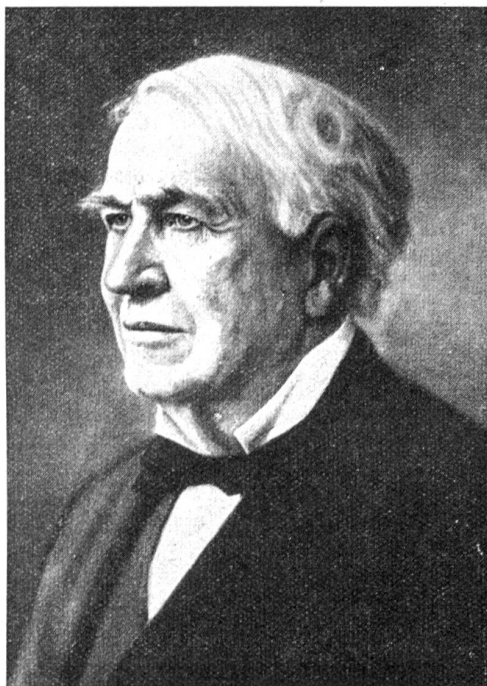
„Aber begreifen Sie denn nicht, daß ich nicht zulassen darf, daß Sie sich umbringen? Und Ihre Frau? Und Ihr Kind?“

„Deswegen bin ich ruhig. Sie werden schon sehen, wie eine Sammlung eingeleitet wird. Ein Monat wird ihnen mehr einbringen, als ich ihnen in zwei Jahren geben kann. Die Kollegen allein sind edelmütig, sie allein verstehen, kollegial zu sein, dann nämlich, wenn sie sicher sind, daß man sie nicht mehr in den Schatten stellen kann.“

„Trotzdem, Heredia, ich...“

„Es ist unnütz, Herr Mendivar. Wäre es nicht morgen, so würde es in drei Tagen, würde es in einem Monat sein, aber schließlich käme es doch, glauben Sie mir... Wenn man entschlossen ist, zu sterben, dann kann einen nichts und niemand daran hindern. Leben Sie wohl, Herr Direktor, und vielen Dank!“

Er verließ das Zimmer, wobei er rückwärts ging. Den stahlharten, fieberhaften Blick der Augen und die lächelnde Grimasse um die farblosen Lippen, die das Zahn-



† Thomas Alva Edison.

Der große amerikanische Erfinder ist am 18. Oktober 1931 in West-Orange (U. S. A.) im Alter von 84 1/2 Jahren gestorben.

fleisch hervortreten ließen, konnte Mendivar nicht so bald vergessen.

Es war ein seltsamer, geheimnisvoller Tod. Der Selbstmörder wußte seinen Tod so geschickt zu verbergen, daß es unmöglich war, seinen Leichnam zu finden. Er hinterließ zwei Briefe, einen an seine Frau, die er um Verzeihung bat, den andern an den Stadthalter, dem er seine Absicht mitteilte.

Die Zeitungen veröffentlichten die schmeichlerischsten Nachrufe für Julio Heredia, aber zugleich auch erbitterte Anklagen gegen die Polizei, welche die Ueberreste des Schriftstellers nicht zu entdecken vermochten. Man leitete eine Sammlung ein. Das Athenaeum veranstaltete ihm zu Ehren einen Abend. Jemand erinnerte sich daran, daß der Verbliebene zum erstenmal in Klein-Großniz aufgeführt worden war und schlug eine Benefizvorstellung vor, an der sich die Truppen sämtlicher Theater beteiligen sollten.

Der „Herold“ brachte den Artikel: „Mein Selbstmord“. Er hatte ihn mit riesigen Überschriften in der vorhergehenden Nummer angekündigt, und gewaltige schwarze Plakate mit weißen Buchstaben schrien das Ereignis an allen Straßenecken und an den Litfahsäulen aus.

In seiner Kritiklosigkeit, die das beste Zeugnis für seine Kopflosigkeit ist, lernte das Publikum schließlich den Namen Julios Heredias auswendig, verlangte seine Bücher und beklagte den „gewaltigen Verlust, der die Nation betroffen hatte ...“

Mendivar hörte die Schritte des Dieners und hob den Kopf auf.

„Was gibt's?“

Es war im Monat Juni. Das sanfte Licht des grauen Morgens bleichte das trübe Kristall der Fenster. Die elektrischen Lampen gaben ein fahles Licht.

„Es ist ein Herr da, der mit dem Herrn Direktor sprechen möchte.“

„Aber wer ist es? Du hättest ihm sagen sollen, ich sei schon fortgegangen.“

„Hab' ich auch getan; aber er versicherte mir, es handle sich um eine ganz dringende Sache.“

„Wie sieht er denn aus?“

„Gut: groß, schwarzer Bart, sehr elegant.“

„Sage ihm, er soll näher kommen.“

Und Mendivar, leicht beunruhigt, stand auf.

Der Besucher trat ein und blieb lächelnd an der Tür stehen. Mendivar verneigte sich.

„Darf ich bitten?“

Der andere lächelte weiter. Mendivar fühlte, wie er zu zittern anfing. Dieses Lächeln ...

„Ich bringe Ihnen einen andern Artikel. Nein, es ist unnütz, daß Sie protestieren. Ich weiß, was Sie mir sagen wollen, aber dieser hier ist der endgültige und wird ein journalistisches Ereignis sein.“

Mendivar fuhr mit der Hand über die Augen. Einen Augenblick zuckte ein unfassbarer, ganz ungereimter Gedanke durch sein Gehirn.

Der Herr sprach, noch immer lächelnd, weiter:

„Der Titel ist: „Meine Wiederauferstehung“. Sie werden der erste sein, der die Nachricht davon bringt. Jetzt habe ich mir einen Namen gemacht und weiß, daß ich nicht mehr zu kämpfen brauche.“

Mendivar konnte sich nicht beherrschen, entriß ihm gewaltsam die Quartblätter und suchte nach der Unterschrift.

Auf der letzten Seite fand er den Namen des Verfassers und fühlte sich einer Ohnmacht nahe, als er die gefürchteten Worte las: Julio Heredia.

Kleinigkeiten.

Kleinigkeiten spielen im Leben eine große Rolle, im Guten und im Unguten. Wie oft hängt Erfolg oder Mißerfolg von einer Kleinigkeit ab, wie oft sind es Kleinigkeiten, die einen Menschen beliebt oder unbeliebt machen, Dinge, die er selbst kaum beachtet, die rein zufällig passierten, weder mit gutem noch mit bösem Willen gewollt.

Ein Fleck im Kleide, ein schlechtfitzender Hut, eine zufällige Unhöflichkeit können einem jungen Menschen den Weg nach oben versperren. Dagegen kann ein gut abgefakter Brief, eine schöne Handschrift, ein kleiner Dienst, ein tapferes Wort am rechten Ort dir für alle Zeiten wegbereitend sein. Ein junger Mann machte sich sein Glück mit einer kleinen Erfindung, einer Spielerei sozusagen, die ihn schon in seinen Kinderjahren oft beschäftigt hatte, ein anderer erfand in Verzweiflung darüber, daß er seiner Frau immer die vielen Häfte einhaden mußte, den Druckknopf! Kleine Ursachen, große Wirkungen! Es ist alles für etwas gut.

Kleinigkeiten sind es auch, die dich in Gesellschaft beliebt oder unbeliebt machen, — es braucht oft so wenig, sich in Gunst zu setzen und so wenig, sie zu verlieren! —

Wie oft zerstören Kleinigkeiten das Glück einer Ehe! Es sind nichts als kleine, winzige Nadelstiche, die, kaum bemerkbar, doch unablässig bohren und wie der Tropfen den Stein aushöhlt, langsam ein Glück zerbröckeln. Wer will es der Frau verargen, daß sie sich abstumpft, wenn ihr Mann nie ein Wort der Anerkennung für sie hat! Und wer will dem Manne zürnen, der zu Hause kein tieferes Verständnis, keinen Frohmut, keine Sonne findet, wenn er das alles anderswo sucht! Es sind Kleinigkeiten, werden die Schuldigen sagen, und doch können sie sich zur Tragödie auswachsen. Das Menschenherz ist nun einmal ein empfindsames Ding, das wie eine fein abgestimmte, technische Einrichtung auf den leisesten Druck reagiert. Und daß es so ist, dem verdanken wir ja die besten und größten Kunstwerke, die je von Menschen geschaffen wurden. Abgestumpfte Naturen werden nie zu hohen Leistungen fähig sein. Darum muß es wohl so sein, daß Kleinigkeiten im Menschenleben eine mitbestimmende Rolle inne haben.